zu schicken. Nun aber kam er in dieser selben Sache zum dritten Male und kam dismal mit dem Teufel.

Dies aber war die Sache. Es schien in gegenwärtigen Zeitläuften dem wohlweisen Rate auf das dringlichste erforderlich, die Befestigungswerke des Mühlentores und damit der Straße, die nach Lauenburg und also ins Königreich Dänemark führte, zu verstärken, weil bereits Kunde gekommen war, daß am Belte Truppen gesammelt würden. Cito, citissime — es war wirklich keine Zeit mehr zu verlieren. Aber dann mußte die Fortifikation gerade auf dem Begräbnisplatz von Sankt Jürgen errichtet werden. Ja, wenn es nur so gewesen wäre, daß David Freeses ehelich Gemahl dort vor einem halben Jahr zu Schlaf gelegt worden, aber nun war das Denkmal dort errichtet, über die Maßen schön und teuer. David Freese von der Mühlenstraße stellte sich auf die Hinterbeine. Wut und Zorn halfen nicht, Jammern und Wehklagen hatten es nicht geschafft. Der Teufel würde es vermögen. Also war David Freese auf einem still nachdenklichen und betrübten Abendspaziergang, der ihn weit vor das Tor bis auf die Grönauer Heide geführt, dem Teufel in den Weg gelaufen. Auf einem großen Stein hatte er gesessen als ein alter Mann, mit weißen Kleidern angetan, neben sich drei weiße Tauben, zwei zu seiner Rechten und eine zu seiner Linken, denen die blutigen Tränen aus den Augen flossen. David Freese hatte sich sehr gefürchtet und vorüber schleichen wollen. Aber da rief die Gestalt ihn an: „Hör to, ik will Di wat 'eggen!" Da war er denn mit Zittern und Zagen stehen geblieben, denn man weiß ja, wie es einem geschieht, der vor so etwas fliehen will. Und der alte Mann hatte gesprochen: „Schölen de Doden keen Ruh in de Eer hebben? Lat't Sante Jürgen stan, süs is't um de gude Stadt Lübeck gedan." Und David sollte weggehen und sich nicht umsehen ...

Das war es. Der wohlweise Rat zweifelte nicht, und Doktor Hunnius zweifelte nicht. Keiner zweifelte. Aber konnte der Teufel das? Nämlich die gute Stadt Lübeck um Ehr und Ruhm, um Reichtum und Bestand bringen? Ehrwürden wollte die Sache nicht ohne jeden Rückhalt und wissenschaftliche Sicherung zur Entscheidung führen. Er erhob sich seufzend und ging zu seinen Wissenschaften. Es mußten da einschlägige Bücher sein, wie „die erschröckliche ganz wahrhafftige Geschichte, welche sich mit Apollonia, Hannsen Geißlbrechts Haußfrawen, verlauffen hat, Ingolstadt 1584", und wie „des weltberufenen Hertzogs von Lurenburgs, gewesenen königlich frantzösischen Generals und Hofmarschalls Pakta oder Verbündniß mit dem Satan, Frankfurt 1716", und wie „des Teufels Nebelkappe" durch Paulum Frisium. Aber sie waren nicht da. Worauf Ehrwürden einen gar ungeistlichen Spektakel anhub, auch mit der Glocke schellte. Trientje hieß seine Hausmagd, aber sie blieb unerschüttert und antwortete platt, wie Satanas selber gesprochen hatte. — Ob die alten Schweinsledernen denn niemalen abgestäubt werden sollten. Natürlich wären sie gereinigt, und Ehrwürden dürfte versichert sein, daß sie auch dieses gründlich besorgt hätte. Aber in der Waschküche — Trientje hätte das oft genug der Frau Superintendentin gesagt — wackele der Tisch, auf dem die Wäsche gelegt würde. Aber er wackele nun nicht mehr, seit die alten Schweinsledernen unter den Füßen lägen.

Ehren Hunnius war zerschmettert. Dann wurde er krebsrot. Dann stemmte er die Fäuste in die Seiten. Und dann legte er los. „Reitet Sie der Teufel, Weib?" hub er an. Da sackte er schon zusammen. Er wahrte das Ansehen solange, daß er die Trientje hinauswinken konnte. Dann schlich er zu seinem Arbeitstisch und legte die beiden Fäuste auf das Schreiben des hochwohlweisen Rates und dessen dringliche Frage, ob der Teufel das vermöge. Nach einer Weile aber schrieb er die Antwort, cito, cito, citissime. Die Feder kratzte über das Papier. Denn nun brauchte er keine Wissenschaften mehr. Das Leben, die eigene Erfahrung und Trientje hatten die Antwort gegeben. Jawohl, ohne Mantel und Hörner, jawohl, das könnte der Teufel, alles könnte er, er könnte auch die Freie Reichs- und Hansestadt Lübeck verderben. Und der wohlweise und ehrbare Rat möge sich vorsehen ...

Er hat sich nicht vorgesehen. Es ist betrüblich zu melden. Er hat die Warnung des Teufels und des Doktors Hunnius in den Wind geschlagen. Die Not der Zeitläufte ist zu dringend gewesen. Und hat er es denn nicht gekonnt, der Teufel? — Was ist nun die Hansestadt Lübeck, die über drei Könige des Nordens Herrin war? — — Ein wahrhafftiges und erschröckliches Exempel dafür, daß der Teufel doch alles kann.

Meine Wirtin erzählt mir was

Kleine Satire von Robert Pfeiffer-Magdeburg.

„... Und die, wissen Sie, die da das große Geschäft haben, die da die große Fabrik haben ... der hatte vor dem Kriege eine Frau aus sehr guter Familie. Sie war wohl die Tochter von einem großen Arzt, ich glaube von einem berühmten Augenarzt. Es war eine sehr feine Frau. Und auch der andere, der wohnte in der Villa daneben, es war eigentlich eine Doppelvilla. Das waren auch sehr feine Leute ... Aber die Frau, die starb im Anfang des Krieges ... oder später ... na, es war so um die Zeit herum. Und damals, da wohnten die noch da in der Straße ... na, sagen Sie doch mal ... na, Sie wissen doch, wo die Elektrische umbiegt. Da hatten die eine Villa zusammen, und dann erst zogen sie all' beide, wie die Frau tot war, nach der Straße, wo sie jetzt noch die Fabrik haben ... na, sagen Sie doch mal, na, so ... na, Sie wissen doch ... wo's da nach den Friedhöfen rausgeht. Aber wie die Frau dann tot war, da ging das Geschäft auch nicht mehr so, und da haben sie dann den Doktor reingenommen in die Villa ... Wissen Sie, vom Krankenhause den, den Direktor, na, sagen Sie doch mal, das ist doch so ein bekannter Mann, Professor ... Ach, ich komme nicht drauf ... Fräulein Möller war doch auch mal bei ihm in Behandlung. Der nahm doch so viel Geld, ich glaube, er nahm zehn Mark für einen Besuch. Ja und der wohnt nun jetzt mit in der Villa. Und der, dem die Frau gestorben war, der hatte gerade seine ganze Wohnung behalten, aber der andere, und das waren auch sehr feine Leute, die haben den größten Teil ihrer Wohnung abgegeben, eben an diesen Doktor, und der wohnt heute noch da. Ach, in der alten Wohnung von denen, wie oft bin ich da aus und eingegangen, es waren gute Bekannte von uns, er und mein Mann waren Vereinsbrüder. Und von dem anderen die Frau, die sich so eingeschränkt haben, ich meine mit ihrer Wohnung, die war meine Kränzelschwester, aber die ist nun schon lange tot ... Und auf meiner Hochzeit war sie auch mit. Ach, da waren so viele Aufführungen ... Die war im Gesangverein ... Und auf der Bühne, da haben die Mädels damals, na, die meisten sind ja nun auch schon tot, die haben eine westfälische Spinnstube gemacht, und Maria Weißlose war auch dabei, die alte Dame, die immer noch herkommt. Und eben die Frau von dem, na, sagen Sie doch mal, von dem da, na wie heißen die doch ...? Na, die spätere Frau von dem, Sie wissen ja ... die war auch dabei. Ach, was war denn das für eine geborene? ... Ja, ich komme nicht auf den Namen ... Die war aus der großen Fabrik da in der Neustadt, na ... Sie wissen doch, die ganz große Fabrik ... Ja, und die waren wieder verwandt oder verschwägert mit dem reichen Amtsrat da in der Börde ... und die wieder mit dem Bankier, der auch nicht mehr besteht, das Geschäft wenigstens, das gehört jetzt der Berliner Bank. Ob er noch lebt, weiß ich nicht, aber ich glaube es kaum. Ach, das waren so feine Leute, und mein Bruder, der lobte die alle so ... Der sagte immer, die Frau (er meinte die alte Frau, er meinte von dem hier die Mutter aus Neustadt, aus der Fabrik), die lebte für ihre Verhältnisse viel zu bescheiden. Und ihr Bruder, das war auch ein großer Zuckermensch, daher wußte mein Bruder so gut Bescheid. Ach, und die waren so einfach und auch die Tochter, was meine Kränzelschwester war, so einfach und so streng erzogen. Und die beiden, denen die Fabrik gehörte, die vertrugen sich sehr gut, so lange die Frau noch lebte, von dem einen wissen Sie, die Tochter von dem Augenarzt ... die war aus sehr guter Familie ... Und dann hat der Mann nun wieder geheiratet und — wissen Sie wen? ... Ein ganz einfaches Mädchen ... Aus Burg war sie, und ihr Vater war in der Schuhfabrik ... Der Mann, der die Tochter von dem Augenarzt hatte ... so ein einfaches Mädchen ... direkt ungebildet war sie ... ganz ungebildet ... und wohnt jetzt mit in der Villa ...!"

— — „Schrecklich!" sagte ich.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 73 | 14. September 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Wagen durch die Welt

Roman aus dem Zirkusleben von Paul Hain

Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(15. Fortsetzung)

Dann springt die Unterhaltung noch eine kurze Weile auf andere Dinge über. Auch von Isa Wieland ist die Rede.

„Hat sich nun wirklich mit dem Grafen Bachwitz verlobt", berichtet von Rödern. „Wir haben neulich erst die Anzeige bekommen. Du kennst ihn ja. Die Wielandschen Millionen hat er bitter nötig. Na, meinen Segen! Wenn man bedenkt, daß eigentlich nur ein Autounfall in letzter Minute dich damals von der Verlobung zurückgehalten hat ..."

„Säße ich heute schön in der Tinte", fährt Uli belustigt fort. „Nee, nee, war schon richtig so, wie es gekommen ist."

„Wer weiß, wenn es nicht gerade Frühling gewesen wäre", sagt Rödern nachdenklich.

Uli lächelt:

„Dann wäre bestimmt was anderes dazwischen gekommen. Jedenfalls wünsche ich der Isa alles Gute."

„Die wird übrigens im nächsten Monat auch in Hamburg sein, wie ich hörte", sagt Frau von Rödern. „Der alte Wieland muß rüber nach Neuyork, er hat da wohl wichtige kommerzielle Verhandlungen zu erledigen. Und natürlich werden ihn Isa und Graf Bachwitz begleiten, der ja nun in seinen Betrieb eingetreten ist."

„So?" wirft Uli gleichmütig hin. „Seine Arbeit wird heißen: Kammerdiener Ihrer Hoheit Isa! Eine reine Freude wird sie ja an ihm auch nicht haben. Das soll nicht meine Sorge sein! Dafür is es ein Graf."

Und dann ist es so spät geworden, daß allen fast die Augen zufallen. Uli wird in das Hinterzimmer einquartiert, wo ihm Frau Irene das Bett selbst gerüstet hat, und noch im Einschlafen denkt er behaglich:

„Weiß der Himmel, warum es bei Muttern zu jeder Zeit und Stunde so urgemütlich ist und man nirgends in der Welt besser einschläft als bei ihr zu Hause."

Und in vier Tagen ...

Aber da schläft er schon.

*

Nach vier Tagen steht da ein schlankes, graziöses Persönchen in einem Kleid, das ein Gedicht an Einfachheit und Schönheit ist, mit einem Gesicht, das eine rosig überhauchte Gemme von zartestem Schnitt zu sein scheint, in der Wohnung in der Lützowstraße, blickt Frau von Rödern aus strahlenden Augen an und hat das süßeste Lächeln für den Regimentshäuptling, der sich immer wieder den noch kräftigen Schnurrbart streicht. Und dieses Persönchen ist heute keine Zirkusreiterin, sondern einfach ein kleines, seliges Mädchen von zwanzig Jahren, das Ria heißt.

Dann sagt Frau von Rödern, und das zwanzigjährige, blitzäugige Mädchen Ria liegt ihr schon an der Brust:

„Was kann man zu den ‚fliegenden Reitern' schon anders sagen als: Glücklich werden, Kinder! Wenn der Uli so was auf einem Pferderücken gefunden hat, dann darf er's wirklich nicht mehr loslassen."

Der Oberst räuspert sich:

„Gerade das wollte ich sagen, Irene. Du hast sehr fein gesprochen."

Wofür denn auch etwas für seinen gespitzten Obristenmund abfällt, während Uli und das kleine Tantchen Rosa, das Ria aus ihrem Provinznest mitgebracht hat, lachend und schmunzelnd und errötend — soweit es Tante Rosa, diese Nippesfigur im schwarzen Taftkleid anbetrifft — daneben stehen.

Kein Zweifel: Ria hat die Stellung im Sturm genommen. Es ist eine glatte, feine, von keinem Ungewitter getrübte Verlobung. So eine, wie sie sein muß. Und da kein Verwandter und Bekannter dabei ist, sondern nur diejenigen, „die es angeht", so wird die kleine Feier zu einem wunderhübschen, intimen Familienfest.

Ria und Uli stiefeln am Nachmittag allein los, um alles Nötige für den Abend selber einzukaufen. Das macht ja nun einen Heidenspaß. Manchmal bleiben sie stehen und lassen die neuen Ringe im Sonnenlicht funkeln. Dann passiert es, daß sie mit jemandem zusammenstoßen und sich verlegen entschuldigen müssen, worauf sie dann wie zwei Kinder, die eben eine Dummheit ausgefressen haben, in beschleunigtem Tempo weiterstürzen.

„Feiner Tag, was, Ria?"

„Großartiger Tag", gibt sie ebenso zurück.

Wenn sie auf dem Rücken von Felix auch nur einmal so unaufmerksam und verdreht gewesen wären wie heute auf diesem Spaziergang, dann wäre es längst Essig mit den „fliegenden Reitern".

Dabei ist der Tag an sich gar nicht so „großartig" und „fein"; denn es ist ein ekliger, trüber Herbsttag, und der Winter liegt eigentlich schon in der Luft. Es kann ja nicht immer Sommer sein. Aber den beiden singt noch immer der Frühling im Blut, und das ist ja vielleicht auch ganz in der Ordnung so.

„Hoppla!" sagt Uli eben wieder, und fast fällt ihm die Hälfte der Pakete, die sie schon eingekauft haben, aus der Hand von dem Anprall. Diesmal ist es eine bessere Dame, die er anrempelt, weil er sich wieder mal zu sehr in Rias Augen vertieft hat.

Die Dame muß eine Hellseherin sein; denn sie sagt lächelnd, mit einem Blick in die Gesichter der beiden und einem zweiten auf die blitzenden Goldringe:

„Ich gratuliere. Viel Glück über den Winter."

Und geht lächelnd weiter.

Ria atmet tief auf.

„Du, Uli, ich glaube, die ganze Welt ist heute verzaubert. Alle Menschen sind gut. Bloß unsertwegen."

„Na klar", sagt Uli. „Jetzt nehmen wir aber 'ne Taxe. Sonst werden wir doch noch zum Verkehrshindernis."

Und also geschieht's. Als sie nach Hause kommen, haben sie den ganzen Wagen vollgeladen mit Päckchen, Körben, Weinflaschen, als ob da eine Kompanie ausgehungerter Verlobungsgäste wartete. —

Zwei Tage später fahren sie ins Bruch. In Begleitung des Obersten. Der hat große Augen gemacht, als Uli sagte:

„Man muß sich mal was ansehen. Mal ein bißchen horchen. Und Ria will ihre Heimat wiedersehen."

„Was ansehen?"

„Ria weiß da schon Bescheid. Die Einsiedels haben doch da gesessen. Und so viel ich weiß, ist der Boden da nicht schlecht."

Hui — das fährt dem Alten in die Knochen. Also muß er mit. Begleitet von den besten Wünschen Frau Irenes und der Tante Rosa, die für diese Tage aus dem Hotel, wo sie mit Ria gewohnt hat, zu den Röderns umzieht.

*

Ja, da sind wieder so die kleinen Dörfer, die Ria und Uli von ihren Fahrten in Ringelnatz' Wagen so gut kennen. Aber das Land hier ist Ria von Kindheit an vertraut, wärmer werden ihre Blicke, wenn sie über die weiten, kahlen Felder hinschaut, mit ihren struppigen Weiden, ihren Erlen und Pappeln, die jetzt schon resigniert die Zweige hängen lassen.

Sieht ein bißchen trostlos aus, das Land, so um diese Zeit, da der Winter hinter all den kahlen Hecken lauert.

Und dennoch: Kinderland!

„Uli — hierher will ich einmal zurück."

Sie stiefeln gerade durch ein Dorf, das sich längs einem Fluß entlangzieht und dessen spitzer Kirchturm einsam in den grauen Himmel sticht.

Krähenschwärme fliegen mit lautem „Krah-Krah" über die Gegend.

„Da drüben, Uli", Rias Hand weist über den Fluß, „haben die Einsiedels einmal ihre Rinderherden weiden lassen. Die sind so weit gelaufen, wie sie konnten, und waren immer noch auf Einsiedelschem Land. Da drüben — siehst du das Gutshaus? Jetzt scheint es ein Heim zu sein, weil dort eine Fahne weht. Da drüben habe ich mit dem Katapult als freche Göre nach Spatzen geschossen und mit den Jungen Indianer und Trapper gespielt. Ich war die begehrteste Squaw aller Indianerstämme weit und breit. Die Bengels haben sich meinetwegen die Köpfe blutig gehauen."

„Kann ich mir denken", lacht Uli.

„Als Backfisch, so in den Ferien, habe ich abends die Kühe von der Weide reingeholt. Amazone in Hosen. Das ganze Dorf hat hurra geschrien. Vater hat gelacht und oft gesagt: Daß du nicht 'n Junge geworden bist, Ria. Das hätte einen preußischen Offizier ergeben."

„So gefällst du mir besser", grinst Uli, und der Oberst nickt zustimmend und fidel.

Weiß Gott, ihm gefällt die Gegend hier ausgezeichnet. Zwei, drei Tage wandern und fahren sie so durch das Bruch. Ria ist eine vortreffliche Führerin. Einmal stehen sie dann in dem Nest, in dem Ria ihre Kindheit verlebt hat. Hinter den Zäunen glotzen neugierig ein paar Mägde. Aus den Ställen blöken die Kühe, Eimer rasseln, Hunde bellen, ein Bauer schmaucht vor seinem Hause die Pfeife und grüßt bedächtig.

Vertraute Geräusche, Gestalten und Stimmen, auch für Uli und von Rödern. Der Oberst knirscht manchmal ein bißchen mit den Zähnen. Wahrscheinlich denkt er an das, was er selber einmal gehabt und verloren hat.

Sie treten dann auf den Kirchhof, gleich hinter der Kirche, der in einer Woge von Modergeruch aus faulendem Laub liegt. Aber im Frühling singen hier zahllose bunte Vögel, und auf den Gräbern blühen überall bunte Blumen.

Zwischen den Hügeln schreitet Ria den andern voran, bis sie an einer Mauer stehen, die den Friedhof von den Feldern trennt, die dahinter liegen. Schön ruhen die Toten hier, denkt Uli ergriffen — so zwischen den Wiesen und den reifenden Kornfeldern, auf denen den Frühling und Sommer über die Knechte arbeiten und die Kornraden und der rote Klatschmohn blühen. Sie sind nicht allein, die Toten hier. Sie sind eigentlich immer mitten in ihrem Land, zwischen dem Sensendengeln der Schnitter und den frohen Liedern der Mägde beim Ährenlesen. Nur im Winter — ja im Winter.

An der hinteren Mauer aber ist Ria stehengeblieben. Da sind die großen, aus marmornen und steinernen Umrandungen gefügten Grabstellen derer von Einsiedel. In langer Reihe liegen sie beieinander. Lauter Einsiedels, die auf diesem Lande geboren wurden und gestorben sind. Männer und Frauen. Und wo ein Platz dazwischen frei ist, liegt dennoch ein Einsiedel, aber das Grab ist eingeebnet worden, da es schon zu alt war. Unkraut wuchert darüber.

Stumm stehen die drei eine Weile vor dieser Ahnenreihe von toten Gutsherren.

Dann faßt Ria leise nach Ulis Arm.

„Ich hab' sie einmal wiedersehen müssen — die Gräber, Uli. Ich glaube, nun bin ich wieder stark genug, in die Welt zu reisen."

Vorerst aber blieben sie noch einige Tage im Bruch einquartiert in einem gemütlichen Dorfkrug, sie fahren in die Kreisstadt und gehen zu einem Agenten, der gut unterrichtet ist darüber, wo und wann ein Bauernhof oder ein mittleres Gut zu haben ist und der, als er Rias Namen hört, ordentlich stramm vom Stuhl aufspringt und vergnügt ausruft:

„Das hätten Sie doch gleich sagen sollen, Gnädigste. Für Sie suche ich den besten Hof, der hier irgendwo frei wird."

Der Mann heißt Molander und ist knapp dreißig Jahre alt.

„Sie werden sich wohl meiner nicht mehr entsinnen", sagt er errötend, „ich habe die Maklerfirma von meinem verstorbenen Vater übernommen. Es ist eine alte Firma, wie Sie ja wissen. Ich selber aber weiß noch sehr gut, wie Sie als Backfisch hier die Hauptstraße manchmal entlangritten, wenn Sie vom Gutshof zur Stadt kamen, und sich köstlich über das Spalier Ihrer Verehrer von Primanern und sonstigem Gemüse amüsierten, das Ihnen das Geleit gab. Ich selber war nämlich auch darunter."

Das gibt nun ein frohes Gelächter, da Molander noch mehr schwärmerische Jugenderinnerungen hervorkramt, und es wird eine vergnügte Stunde. Der Oberst von Rödern hinterläßt seine Adresse „für alle Fälle", und Molander verspricht, die Augen offenzuhalten.

Als sie wieder auf der Straße der kleinen Stadt stehen, lacht Ria verschmitzt und kneift dabei Uli kräftig vor Wonne in den Arm:

„Der sollte wissen, daß wir beide jetzt die ‚fliegenden Reiter' sind, deren Plakate bald sogar jenseits des Atlantik kleben werden. Noch heute wüßte es die ganze Stadt — haha!" —

(Fortsetzung folgt)

Die Führerin

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz

Es ging gegen Morgen, als ihn die Drehtür sanft in die menschenleere Straße stieß... Später hat er oft und vergeblich versucht, was sich in der Folge begab, mit seiner eigenen abgespannten und gleichgültigen Stimmung in Einklang zu bringen. Das Theater, wo er sich mit Freunden getroffen, bot mittelmäßiges; in einem Restaurant hatten sie Abendbrot genommen, dann war er den andern, eigentlich gegen seine Absicht, in das Tanzlokal gefolgt. Die Erinnerung an den Raum mit den aufblitzenden Lichtern rot, grün, alle Farben, brausend von Musik, Lachen und Geschwätz, wirbelte ihm im Kopf, getanzt hatte er auch, und die Schärfe der Getränke brannte ihm leise den Gaumen — aber alles dies hatte natürlich kaum etwas mit grundsätzlichen Erwägungen zu tun und stellte eben nichts als einen verlorenen Abend dar. Ehe noch die Freunde aufbrachen, machte er sich auf den Heimweg. Beinahe warm fächelte die Luft sein Gesicht. Er überquerte den freien Platz.

Viermal hämmerte es vom Kirchturm. Wie eine bleierne Kugel rollte es in Abgrundtiefe. Genau empfand er, wie Stumpfheit und Müdigkeit wichen, sein Inneres von etwas Erregendem besessen wurde. Er spürte gleichsam das Herantasten eines fremden Willens.

In dem gespenstigen Schwarz-weiß des Mondlichtes, das die eine Straßenhälfte vor ihm silbern bespiegelte, die andere abblendete, löste sich die Gestalt einer Frau von dem Kirchenpfeiler. Er gewahrte das hellere Dreieck von Stirn und Haar, auch war es wie der heftige Antrieb einer erlösten Bewegung, die sie ihm entgegen tat. Er hatte die nicht näher zu begründende Empfindung, daß sie hier auf ihn gewartet hatte. Ihr schwarzes Kleid oder das, was er davon wahrzunehmen meinte, flatterte vor ihm, wie auf unruhigen Schwingen schien sie vorwärts getragen, und eine Hand — er hätte darauf schwören mögen —, eine verrunzelte Hand, winkte ihm zu folgen.

Nie vermochte er die Frau, die zwischen Mondlicht und Morgennebel einem unergründlichen Nichts zuzufluten schien, genau ins Auge zu fassen. Wechselnd zeigte sich der Umriß einer Wange, die Furchenstirn, der Dornenkranz des Alters, all dies ließ sich in der nächsten Minute nicht mehr festhalten. Wohin führte ihn die Alte? Was wollte sie von ihm? Lockte sie ihn in eine Falle, wo man ihn überrumpeln würde? Geleitete sie ihn in ein Quartier des Lasters oder des Elends?

Trotzdem vermochte er dem Zwang, der ihn vom Heimweg abgetrieben, nicht zu widerstehen. Wußte er doch kaum mehr, wo er sich in der schlafenden Stadt befand, während der Mond wie eine welkende Blume am Himmel erblaßte, eine andere, graue und traurige Helle über die Dächer glomm.

Endlich ermannte er sich so weit, das ziellose Schweifen abzubrechen und den Schritt zu wenden. Aber nun kam die Frau deutlicher sichtbar auf ihn zu und wies mit eifrigen Gebärden nach der aufgegebenen Richtung.

Gehorsam folgte er ihr weiter. Als er auf einen Kai hinaustrat, als die Morgenfrische und der Luftzug, der der Gang des Flusses begleitete, sein Antlitz trafen, war es, als fege der reinigende Atem den Spuk hinweg, denn der Mann vermochte die Frau nirgends mehr wahrzunehmen. Keine Spur zeigte sich, obwohl das Ufer, die Kettenbrücke, die sich ein feingliedriges Stahlnetz, von der milchweißen Leere abhob, eine des Weges eilende Gestalt doppelt hätte kenntlich machen müssen. Er begab sich nun vollends auf die Brücke.

In diesem Augenblick geschah es. Der Trichter des Abgrundes öffnete sich unter ihm. Vom Wasser her schmetterte eine Stimme, die aus der Presse der Angst einen Posaunenruf emporstieß. Er gewahrte den Körper eines Ertrinkenden, der hin und her geschleudert wurde. Es war nun licht — er sah ein furchtverzerrtes Antlitz zu sich emporstarren, und ohne sich zu besinnen, ohne auch nur zu überlegen, ob ihn der Sprung von der Brücke in die Nähe des Hilfeheischenden brächte, warf er den Mantel ab und ließ sich fallen.

Es schnürte ihm den Atem in die Kehle zurück. Wie mit Balken pfählte es ihn. Donnernd, wirbelnd und funkensprühend brachen unendliche, sternengefüllte Räume über ihn herein. Er versank in schneidende Kälte.

Nicht die Frau, schoß es ihm durch den Sinn — er fühlte einen Herrenkragen und die durchweichte Schlinge einer Krawatte. Schon hielt er den Treibenden umfaßt, aber nun begann das entsetzliche Todesspiel... in Aengsten drosselte ihn der andere, klammerte sich an seine Glieder, zog ihn hinab.

Niemand zeigte sich. Ausgestorben lag der Kai. Nur der Himmel glänzte mit dem Saum vieler, perlmutterschimmernder Wölkchen. Die hohe Brücke stand in der Ferne nur wie ein Strich. Von nirgends konnte Hilfe kommen. Er allein mußte es zwingen. Er war dem Schicksal für dieses Leben, das ein Mensch vermutlich fortgeworfen hatte, verantwortlich geworden. Aber er schaffte es. Wonne ohnegleichen begann ihn zu durchstürmen, lieh seinem Arm Kraft.

Als er im Geröll auf runden, weißen Steinen Fuß faßte, wurde ihm der Gerettete beinahe noch einmal entrissen. Er bettete ihn auf ein paar Grasschöpfe.

Der andere schlug die Augen auf. Worte zerbrachen über frostklirrenden Zähnen: „Das Letzte... meine tote Mutter... ich glaubte sie heftig winkend gegen die Brücke laufen zu sehen..."

Kann das der Teufel?

Eine erschröckliche Historie von Eilhard Erich Pauls-Lübeck

Ehrwürden Doktor Hunnius war Superintendent der freien Reichs- und Hansestadt Lübeck und ein gelehrter und im Glauben starker Mann. Er erschrak aber gewaltig, als ein wohlweiser Rat ihm sehr dringlich und von Amts wegen diese Frage ohne jede Möglichkeit eines Ausweichens stellte und eine Antwort aus der Stärke seines Glaubens und dem Reichtum seiner Wissenschaft forderte, klipp und klar, ohne Mantel und Hörner, und das cito, cito, citissime, weil das Wohl des Gemeinwesens keine Verzögerung dulde. Ob das der Teufel vermöge, ob der Teufel, an dessen Dasein und Macht kein Ratsherr zu zweifeln wage, auch dieses könne...

Ehrwürden Doktor Hunnius stützte schwer sein Haupt in die rechte Hand und ballte die linke drohend über dem Schreiben des Rates. Oh, er fürchtet sich nicht, den Kampf aufzunehmen, ob mit dem Rat oder dem Teufel, war ihm eines. Er wollte es keinem raten, zu zweifeln, da es denn doch gar am Tage lag, daß der Teufel alles vermöchte. Nicht vor der heiligen Kirche scheute der Satan zurück. Er steckte seine Nase in jedwederlei Ding. Er schaute dem Kaufmann über die Schulter, wenn der seine Rechnungen aufstellte; er hatte seine Eier in die Nester gelegt, die Schulmeistern und Küstern im Hirnkasten saßen; er setzte sich mit zu Rate, wenn die Wohlweisen versammelt waren. Aber daß sein Pferdehuf auch in diesen Sachen steckte, war absonderlich. Was denn in aller Welt ging ihn, den Teufel, und ihn, den Doktor der Gottesgelahrtheit Hunnius, das Fortifikationswesen der Freien Reichsstadt an?

Diese Frage hatte den Doktor nun schon Wochen lang gequält. Zuerst war David Freese, der reiche Krämer von der Mühlenstraße, seit einem halben Jahr betrübter und trostloser Witwer, zu ihm gekommen, wütend, und hatte auf den Rat und alle Regierung der Freien Reichsstadt geschimpft. Da hatte der gelehrte Herr zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, die von Gott gesetzte, ermahnt. Freilich nicht, ohne dem wohlweisen Rat sein gerüttelt Maß Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen. Da war der David Freese einigermaßen zufrieden gegangen. Und war wieder gekommen, nun weinerlich und mit Jammern und Klagen, weil ihm nicht nur die Frau gestorben, sondern er auch allbereits ein Grabdenkmal hatte aufstellen lassen, über die Maßen schön und über jedes Maß hinaus teuer. Da war es nur halb gelungen, den Krämer nach Hause